

«Journalismus ist für mich eine Lebensform»

Beim Schweizer Fernsehen moderierte sie die Sendung «Sternstunde Philosophie», als kritische und engagierte Journalistin bezieht sie Stellung. Ihre gesammelten Texte im Buch «Schwarz auf weiss» sind für Klara Obermüller auch ein Stück Biografiearbeit.

Von Usch Vollenwyder, mit Bildern von Gerry Ebner

Sie arbeiteten bei der Kulturzeitschrift du, schrieben für die Neue Zürcher Zeitung, waren bei der Weltwoche und schliesslich beim Fernsehen tätig. Welches ist der Höhepunkt Ihrer Karriere? Ich habe nie eine Karriere geplant. Ich kann überhaupt schlecht vorausschauen und lebe bis heute sehr aus dem Moment heraus. Aber ich hatte ein paar Mal Glück in meinem Leben. Ich war zur richtigen Zeit am richtigen Ort und sagte im richtigen Moment, ohne lange zu überlegen, zu. Ich hatte auch immer Menschen um mich, die mir vertrauten und mir neue Möglichkeiten eröffneten.

Welches war Ihre schönste Zeit? Die sechs Jahre beim Schweizer Fernsehen, während deren ich die Sendung «Sternstunde Philosophie» moderieren durfte. Mit 56 bekam ich dadurch die Möglichkeit, noch einmal etwas Neues anzufangen. Der Unterschied zu meiner früheren Tätigkeit war gewaltig: Beim Schreiben kann ich an einem Text feilen, bis er mir genügt. Das Reden hingegen entsteht aus dem Moment heraus. Im Nachhinein lässt sich nichts mehr nachbessern, und was im Gespräch vergessen geht, bleibt vergessen. Ich musste lernen, mit einem

gewissen Ungenügen zu leben. Im Gegenzug erlebte ich die Unmittelbarkeit von Begegnungen mit vielen spannenden Gesprächspartnern.

Welche Begegnungen sind Ihnen dabei besonders in Erinnerung geblieben? Es fällt mir schwer, einzelne Personen hervorzuheben. Ein beeindruckendes Zeugnis hörte ich vom Journalisten Rupert Neudeck, der direkt vom Flugzeug aus Ruanda ins Studio kam und hautnah vom Bürgerkrieg erzählte. In Erinnerung geblieben sind mir auch zwei Gespräche mit dem deutschen Hirnforscher Gerhard Roth. Ihm gelang es, Fragen über Bewusstsein, Persönlichkeit und das eigene Ich sowohl naturwissenschaftlich wie auch philosophisch zu beantworten. Und unvergesslich bleibt mir ein Gespräch mit der ehemals stellvertretenden iranischen Staatspräsidentin Masumeh Ebdekar am World Economic Forum in Davos: Zuerst kam sie zu spät zur Livesendung, und kurz danach fiel das Übersetzungssystem aus. Wir mussten das Gespräch auf Englisch weiterführen. Es war ein Riesenstress, aber spannend.

Und an welche Zeiten als schreibende Journalistin erinnern Sie sich besonders gern?

Die sechzehn Jahre bei der Weltwoche haben mich journalistisch am meisten geprägt. Sie waren zwar oft schwierig und konfliktreich. Doch dort bin ich, dank den Themen, die ich behandeln konnte, am meisten zu der geworden, die ich heute bin. Der anwaltschaftliche Journalismus, wie er damals betrieben und gefördert wurde, kam mir sehr entgegen. Ich nehme gern Partei und bringe mich ein. Wenn mir etwas wichtig ist, schreibe ich auch ganz bewusst in der Ich-Form.

So erfuhren die Leserinnen und Leser zum Beispiel von Ihrer Adoption und den Erfahrungen, die Sie damit gemacht haben. Wurde es Ihnen nie zu persönlich? «Diese Leere im Rücken», so lautete der Titel des Beitrags, ist wohl einer meiner persönlichsten Texte. Den Auftrag dazu bekam ich von meinem damaligen Chef bei der Weltwoche. Es ging um die Frage, wie weit Adoptivkinder das Recht haben sollten, ihre leiblichen Eltern kennenzulernen. Ohne einen solchen Anstoss hätte ich diesen Teil meiner Biografie wahrscheinlich nicht preisgegeben. Lange Zeit hatte ich nicht einmal darüber

Lesen Sie bitte weiter auf Seite 30



reden können. Im Nachhinein merkte ich aber, wie entlastend es war, diese Geschichte in Worte zu fassen.

Warum fiel es Ihnen lange so schwer, darüber zu reden? Adoptiert zu sein, war früher ein Tabu, Kinderlosigkeit wurde als Schmach empfunden. Diese Heimlichkeit war schwierig zu ertragen. Wenn jemand sagte: «Ganz der Papi», war das für meine Eltern immer ein grosses Glück. Ich hingegen wusste, dass es falsch war. Vom Moment an, als ich um meine Herkunft wusste, haben mich solche Bemerkungen extrem irritiert. Ich lebte in einer permanenten Lüge-situation, durfte mit niemandem darüber reden und wagte es auch nicht nachzufragen, weil ich den Eltern ja nicht wehtun wollte.

Wie betrachten Sie Ihren Start ins Leben aus der heutigen Distanz? Ich denke eigentlich nur mit guten Gefühlen an meine Eltern zurück. Ich wurde mit Liebe und Sorgfalt erzogen, bekam Grundvertrauen vermittelt und erhielt so viele Möglichkeiten, für die ich nur dankbar sein kann. Trotzdem spüre ich, dass ein Defizitgefühl geblieben ist. Ich habe keine Ahnenreihe, auf die ich mich berufen kann. Vielleicht kommt daher auch mein gesteigertes Interesse an Identitätsfragen: «Wer bin ich? Woher komme ich?» Natürlich bewegen diese Fragen viele Menschen. Für Adoptivkinder sind sie aber wahrscheinlich noch etwas existenzieller. «Ich bin in erster Linie das, was ich aus mir gemacht habe», lautet heute meine Antwort.

Sie haben selber keine Kinder – haben Sie sich deshalb so sehr der Leistung verpflichtet? Dass ich keine Kinder habe, war kein bewusster Entscheid. Es hat sich einfach

Engagierte Journalistin

Klara Obermüller wurde am 11. April 1940 geboren und wuchs in Zürich auf. Sie studierte Germanistik, Romanistik und Geschichte und begann ihre journalistische Laufbahn beim Kulturmagazin du. Sie arbeitete bei der Neuen Zürcher Zeitung, bei der Weltwoche und moderierte von 1996 bis zu ihrer offiziellen Pensionierung im Frühling 2002 die Sendung «Sternstunde Philosophie» beim Schweizer Fernsehen. Sie publizierte mehrere Bücher und ist heute als freie Journalistin, Moderatorin und Publizistin tätig.

Im April 2010 wurde Klara Obermüller mit dem Ehrendoktorat der Theologischen Fakultät der Universität Zürich ausgezeichnet. Die Journalistin und Buchautorin lebt mit ihrem Mann Kurt Studhalter in Zürich.

nicht ergeben. Doch auch wenn ich Kinder gehabt hätte, hätte ich meinen Beruf in irgendeiner Form weiter ausgeübt. Ich war schon als Kind sehr leistungsbetont und ehrgeizig. Das hat vielleicht ebenfalls mit diesem Grunddefizit zu tun – eben mit dieser «Leere im Rücken», die ich beschrieben habe.

Sie haben sich schreibend allen grossen Lebensthemen gestellt. Wie kamen Sie dazu? Ich habe nie bewusst die grossen Themen des Lebens behandelt. Vielmehr suchte ich jeweils Antworten auf meine eigenen Fragen, und diese hatten immer auch mit eigenen Erfahrungen zu tun: mit dem Tod meines Mannes, des Schrift-

stellers Walter Matthias Diggelmann im Jahr 1979, mit der eigenen Pensionierung... Meinen subjektiven Standpunkt rechtfertige ich bis heute damit, dass ich denke: Was mich bewegt, das beschäftigt auch andere Menschen. Die Reaktionen an Lesungen und Vorträgen bestätigen das.

Sie wurden früh mit dem Tod konfrontiert, wie hat diese Erfahrung Sie geprägt? Ich war noch nicht vierzig, als mein Mann an Krebs erkrankte und starb; in diesem Alter beschäftigt man sich in der Regel noch nicht mit dem Tod. Krankheit und Tod sind so unvermittelt über meinen Alltag hereingebrochen, dass sich mein Lebensgefühl tatsächlich verändert hat. Das Leben ist mir kostbarer und bewusster geworden, und ich nehme vieles nicht mehr so wichtig.

Sie haben Ihren Mann in den Tod begleitet. Ist das Buch «Weder Tag noch Stunde» die Verarbeitung dieser Erfahrung? Mein Mann hatte sich gewünscht, zu Hause sterben zu dürfen – wie sich das ja viele Patientinnen und Patienten wünschen. Damit waren zahlreiche Fragen verbunden: Wie macht man das? Wie geht man damit um? Ich wurde mit einer Herausforderung konfrontiert, die ich weder gesucht noch mir gewünscht hatte. Palliative Care war 1979 noch weitgehend unbekannt, Sterbebegleitung noch überhaupt kein Thema. Ja, ich setzte mich schreibend mit diesen Erfahrungen auseinander – auch um andere Menschen daran teilhaben zu lassen und ihnen Mut zu machen.

Ist Schreiben für Sie ein innerer Zwang? Nein. Ich schreibe einfach gern. Schreiben ist mein Ausdrucksmittel, Schreiben ist das, was ich kann. Und dann fühle



ich mich manchmal auch ein bisschen als Sprachrohr für diejenigen, die zwar das Gleiche erlebt haben wie ich, die aber dieses Ausdrucksmittel des Schreibens nicht besitzen.

Ist so auch Ihr Buch «Ruhestand – nein danke!» entstanden? Auch am Anfang dieses Buchs stand meine persönliche Erfahrung. Ich rutschte ohne Strategie in die Pensionierung hinein und habe sie gründlich unterschätzt. So begann ich darüber zu schreiben. Die Rückmeldungen zeigen mir, dass die frühe Pensionierung für viele meiner Altersgenossinnen und -genossen ebenfalls ein Problem war oder immer noch ist.

«Ich rutschte strategielos in die Pensionierung hinein und habe sie gründlich unterschätzt.»

Was machte Ihnen am meisten Mühe? Eigentlich wollte ich meinen Beruf als freie Journalistin und Publizistin weiterführen, wie ich das schon in jungen Jahren gemacht hatte. Schon bald realisierte ich jedoch den grossen Unterschied: Wenn man jung ist, hat man mit freier Mitarbeit eine Perspektive, nun aber bedeutete sie die berufliche Endphase. Zudem fehlte mir das Team: Ich konnte nicht mehr mitreden. Ich sass nicht mehr dort, wo die Entscheidungen fallen.

Was macht Ihnen Angst, wenn Sie an das höhere Alter denken? Ich weiss, dass ich irgendwann nicht mehr gefragt sein werde. Ich hoffe sehr, dass ich das rechtzeitig

Lesen Sie bitte weiter auf Seite 32

merke und mich dann zurückziehen kann. Damit verbunden bleibt die existenzielle Frage: Wer bin ich, wenn ich keine Leistung mehr erbringe und nicht mehr die erfolgreiche Berufsfrau bin? Was bleibt von mir, wenn meine Kräfte abnehmen, meine Fähigkeiten schrumpfen, wenn ich einmal gebrechlich, pflegebedürftig, krank werde? Wie schaffe ich es, diese letzte Lebensphase nicht einfach nur als Defizit zu erfahren?

Wie werden Sie es schaffen? Ich weiss es nicht. Die ganz zentralen Dinge im Leben kann man nicht üben – weder die Pubertät noch die erste Verliebtheit, weder die Ehe noch die Pensionierung. So kann man auch das Älterwerden nicht vorwegnehmen; man weiss nicht, wie es sich anfühlt. Es ist ein Ausprobieren, Improvisieren, Hineinleben. Ich kann mich gedanklich darauf vorbereiten, Bücher lesen, andere dabei beobachten... Aber letztlich muss ich diese Phase allein durchleben und durchstehen.

Wo spüren Sie das Alter am deutlichsten? An der Reaktion der Leute. Dauernd höre ich: «Du bist aber auch noch fleissig.» Früher hat mir das nie jemand gesagt, da

war es eine Selbstverständlichkeit. Oder die Frage: «Arbeiten Sie noch ein bisschen?» Dieses «noch» ärgert mich masslos. Ja, was soll ich denn machen? Ein bisschen Freiwilligenarbeit? Den Garten? Ewige Ferien? Dafür bin ich noch zu jung. Und viele andere in meinem Alter ebenfalls. Ständig muss ich mich rechtfertigen, dass ich gern meiner Arbeit nachgehe und dafür auch noch bezahlt werde. Das ärgert mich.

«Ich gebe heute dem gemeinsamen Leben mit meinem Mann bewusst mehr Zeit.»

Welches Pensionierungsmodell schlagen Sie denn vor? Mir gefällt die neuste Idee aus England, wonach es für die Pensionierung nur noch ein Mindestalter, aber keine Grenze nach oben mehr geben soll. Selbstverständlich sollen Menschen, die ein Leben lang körperlich schwer oder in krank machenden Berufen gearbeitet haben, rechtzeitig in den Ruhestand gehen können. Es gibt aber auch andere,

die nach wie vor leistungsbereit und leistungsfähig sind. Welche Gesellschaft kann es sich leisten, dieses Potenzial brachliegen zu lassen? Ein neues Pensionierungsmodell wird vermehrt der demografischen Entwicklung Rechnung tragen müssen.

Sie sind offiziell seit neun Jahren pensioniert. Haben Sie in der Zwischenzeit gelernt, mit dieser Situation umzugehen? In der ersten Zeit nach der Pensionierung musste meine Agenda immer voll sein. Ich nahm jede Anfrage an, sagte für jedes Referat zu. Das muss jetzt nicht mehr so sein. Vor allem aus einem Grund: Ich habe einmal erfahren, wie schnell ein gemeinsames Leben zu Ende sein kann und wie leid es einem um jede Stunde tut, die man nicht zusammen war. Man leidet an nichts so sehr wie an verpassten Möglichkeiten. Darum gebe ich heute dem gemeinsamen Leben mit meinem Mann bewusst mehr Zeit.

Ihr Mann ist ebenfalls pensioniert – wie erlebt er diese Zeit? Wir sind verschiedene Temperamente und haben sehr ungleiche Biografien. Wir haben schnell gemerkt, dass wir einander diese unter-

schiedlichen Bedürfnisse und Vorstellungen zugestehen müssen. Das funktionierte bereits vor unserer Pensionierung gut, und es funktioniert auch jetzt. Der Journalismus war für meinen Mann immer mehr ein Broterwerb, für mich hingegen eine Lebensform. Das hängt auch mit der Biografie meines Mannes zusammen.

Er war Priester und lebte in einem Kloster ... und liebte das mönchische Leben, die Stille. Er kann gut allein sein und ist ein meditativer Typ. Nach seinem Austritt aus dem Kloster wurde er Redaktor im Ressort Religion bei Radio DRS.

Ihr Mann ist aus Liebe zu Ihnen aus dem Kloster ausgetreten. Wie erlebten Sie diesen Prozess? Es war ein langer Prozess, ein schmerzlicher und ein schwieriger, und es war gar nicht von Anfang an klar, dass mein Mann diesen Schritt überhaupt machen würde. Der Abschied von seinen Mitbrüdern und von den Menschen, die er als Seelsorger betreut hatte, fiel ihm unglaublich schwer. Mit 42 Jahren musste er sich nochmals eine neue Existenz aufbauen. Ich hatte grossen Respekt vor dem, was man Berufung nennt, vor dem

Zölibat und auch vor der Institution Kirche. Da ich aber nicht katholisch aufgewachsen bin, konnte ich meine Beziehung zu einem Priester nie als etwas Schuldhaftes empfinden.

Sie haben schliesslich einen mehrjährigen berufsbegleitenden Theologiekurs gemacht und sich intensiv mit der katholischen Kirche auseinandergesetzt. Warum haben Sie dies getan? Das war eine grosse Herausforderung. Aber ich wollte die Welt meines Mannes kennenlernen – auch wenn sie schliesslich nie meine eigene wurde. Mit der Zeit merkte man auf der Redaktion,

dass ich Kenntnisse über theologische und kirchliche Themen hatte, die sonst niemand einbrachte. So ergab sich eine Spezialisierung auf diesem Gebiet, die bis heute anhält.

Was ist Ihre persönliche religiöse Haltung? Ich würde mich als agnostisch bezeichnen. Ich brauche keine Ideologien oder Dogmen mehr und kann auch mit dem Gedanken leben, dass mit dem Tod alles zu Ende ist. Je älter ich werde, desto mehr habe ich das Gefühl: Ich stehe draussen auf dem weiten Feld, wo alles möglich und alles offen ist.

Bücher von Klara Obermüller

→ «Schwarz auf weiss» ist eine Sammlung von Reportagen und Berichten aus vier Jahrzehnten des Schreibens. Die Texte sind Zeitdokumente und Biografiearbeit gleichzeitig.

Klara Obermüller: «Schwarz auf weiss. Reportagen & Berichte», Huber, Frauenfeld 2009. 255 S., CHF 44.–.

→ «Weder Tag noch Stunde» enthält Texte zu Krankheit und Tod, gibt Denkanstösse und Anregungen und macht Mut in Grenzsituationen des Lebens.

Klara Obermüller: «Weder Tag noch Stunde. Nachdenken über Sterben und Tod», Herder, Freiburg 2009. CHF 18.–.

→ «Ruhestand – nein danke!» berichtet von den eigenen Erfahrungen der Autorin, zeigt Porträts von Pensionierten und lässt Fachleute zu Wort kommen.

Klara Obermüller: «Ruhestand – nein danke!». Xanthippe, Zürich 2005. 170 S., CHF 38.–.

Bestellatalon Seite 35